Nr. 377. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Freitag, 26. Juli 1912

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Freundschaft und guter Wille.

Die sehr eindringenden und auch für das deutsche Volk sehr beachtenswerten Beratungen des englischen Parlaments über die englische Kriegsbereitschaft haben, wie man annehmen darf, mit der gestrigen Rede des Premierministers Asquith ihren Höhepunkt erreicht. Nach den zurückhaltenden Erklärungen des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten Sir Edward Grey und nach den Fanfarenstößen des temperamentvollen Churchill wird man nicht in Abrede stellen wollen, daß Asquith einen etwas wärmeren Ton in die Debatte gebracht hat. Er freute sich sagen zu können, daß in diesem Augenblick die Beziehungen Englands zu Deutschland von vollkommener Freundschaft und vollkommen guten Willen getragen seien und wohl auch so bleiben werden. Die beiderseitigen Unterredungen und Meinungsaustausche seien auf beiden Seiten im Geiste vollkommener Offenheit und Freundschaft fortgesetzt worden. Dabei machte Herr Asquith auch eine höfliche Verbeugung vor Herrn v. Marschall, dem „ausgezeichneten Diplomaten", den der deutsche Kaiser nach England gesandt habe. Allerdings, Herr Asquith tat im Grunde nicht den kleinsten Teil Schritt rückwärts; denn das Ceterum censeo des ganzen englischen Kabinetts, daß nämlich England das Uebergewicht zur See behaupten müsse, war auch sein Ceterum censeo, wie es sich denn vom englischen Standpunkt von selbst versteht, daß an dieser obersten Bedingung der englischen Freiheit und Unabhängigkeit nicht gerüttelt werden dürfe. Aber man kann denselben Gedanken in sehr verschiedenen Ausdrücken wiedergeben. Und Asquith hat ihn in eine Form gekleidet, die im deutschen Volk wenigstens keinen Anstoß erregen wird.

Doch ob geschickt oder ungeschickt, höflich oder unhöflich, die politische Situation wird durch derartige Nuancen nicht in ihrem Wesen beeinflußt. Durch die Schale der mehr oder weniger verbindlichen Versicherungen wird man immer wieder auf den eigentlichen Kern der deutsch-englischen Beziehungen zu dringen versuchen. Kann es einem Zweifel unterliegen, daß letzten Endes das ganze englische Kabinett in diesen Hochsommertagen dasselbe gesagt hat? England bedauert, was man ihm und ganz besonders einem liberalen Kabinett nachfühlen kann, daß die Ausgaben für die Flotte immer mehr anschwellen; es bedauert noch mehr, daß, indem es seine Flottenmacht in der Nordsee konzentriert, die Vertretung seiner Interessen in der weiten Welt und ganz besonders im Mittelmeer immer schwieriger werden, und es möchte, da ihm ein Weltkrieg riskant und barbarisch erscheint, einen Ausweg finden, der ihm größere Bewegungsfreiheit zur See ermöglicht, ohne doch an seine Ueberlegenheit zur See zu rühren. Ist das Deutsche Reich in der Lage, sich mit diesem prinzipiellen Standpunkt der englischen Regierung, der wohl von der überwiegenden Mehrheit des englischen Volkes vertreten wird, abzufinden, oder nicht? Darauf läuft zuletzt das ganze deutsch-englische Problem, das mit seiner Last direkt oder indirekt auf sämtliche Großmächte drückt, hinaus.

Um zu einer Entscheidung zu kommen, darf allerdings die Mühe nicht gescheut werden, erst einige Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die in gewissen mehr oder weniger unfreiwilligen Mißverständnissen wurzeln. Soweit dabei die konservative Opposition in England und das Treiben einer chauvinistischen Presse in Frage kommt, wird man der englischen Regierung selbst die Aufgabe zuschieben müssen, diese Schwierigkeiten im eigenen Lande zu überwinden. Nicht minder ist es bedauerlich, daß es ein Teil der französischen Presse als seine Aufgabe anzusehen scheint, durch eine falsche Darstellung der deutschen Stimmungen einer deutsch-englischen Verständigung Steine in den Weg zu rollen. So gibt, um nur ein einzelnes Beispiel anzuführen, der Pariser „Matin" in seiner Nummer vom 24. Juli nur die Stimmen der „Deutschen Tageszeitung", der „Täglichen Rundschau" und der in Berlin kaum bekannten „Berliner Neuesten Nachrichten" über die Churchillsche Rede und die deutsch-englischen Beziehungen wieder. Das soll dann die Stimmung der deutschen Presse sein. In Wirklichkeit handelt es sich um einen höchst tendenziösen Ausschnitt aus der öffentlichen Meinung im Deutschen Reich. Anscheinend hatte der Pariser „Temps" solche und ähnliche Aeußerungen im Auge, als er seine „Verblüffung" über den Ton der deutschen Presse bezüglich der Reden der englischen Minister ausdrückte. Man darf es wohl aussprechen, und gerade vor dem Auslande aussprechen, daß es nur ein sehr geringer Teil der deutschen Presse gewesen ist, der sich über die englischen Flottendebatten aufgeregt und auffallend geäußert hat. Die seriöse deutsche Presse denkt gar nicht daran, sich an solchen unangebrachten Geschmacklosigkeiten zu beteiligen; aber man darf auch vom Auslande ein Doppeltes verlangen, einmal, daß die Stimmung des deutschen Volkes nicht nach den Entgleisungen einzelner, meist untergeordneter Organe der öffentlichen Meinung beurteilt wird, und dann, daß auch die auswärtige Presse nicht unnötig Oel ins Feuer gießt.

Die Hauptsache bleibt immer, ob wirklich der Wille zu Frieden und Freundschaft sich endlich auf beiden Seiten der Nordsee durchsetzt. In dieser Beziehung wird man allerdings aus der entgegenkommenden Rede des englischen Premierministers allein noch nicht zu der Ueberzeugung von einem Umschwung der deutsch-englischen Beziehungen, so erwünscht er immer sein mag, gelangen können. Zu oft schon hat man ähnliche Worte und Verheißungen vernehmen müssen, ohne daß ihnen nun wirklich die befreiende Tat gefolgt wäre. Aber der Wille zur Verständigung ist wenigstens diesseits der Nordsee so fest und bestimmt wie je, und wir halten trotz des Weitrüstens auf beiden Seiten daran fest, daß die sich immer höher türmenden Schwierigkeiten bei gutem Willen überwunden werden können. Nur mögen endlich einmal die Diplomaten beider Länder zeigen, was sie können. Denn jede Enttäuschung läßt einen Rest von Mißtrauen zurück und erschwert damit das Werk der Verständigung. Hoffen wir, daß diese Aufgabe, die wichtigste für beide Nationen, nicht wieder auf die lange Bank geschoben wird.

Schimpfszenen in der belgischen Kammer.

(Telegramme unseres Korrespondenten.)

✕ **Brüssel**, 26. Juli.

In der belgischen Kammer wird seit nach einer langen Pause über die letzten Wahlen debattiert. Täglich kommt es zwischen der Linken und der Rechten zu heftigen Zusammenstößen. Gestern war der Lärm so groß, daß die Sitzung auf eine halbe Stunde unterbrochen werden mußte. Der Sozialist Terwayne nannte seinen klerikalen Kollegen einen Tollhäusler, worauf der Klerikale Goethals alle Sozialisten Lügner und Betrüger nannte. Dann dauerte der Lärm, der von den schreienden Abgeordneten verursacht wurde, minutenlang an. Als der Präsident mit der elektrischen Alarmglocke die Deputierten nicht mehr zur Ruhe bringen konnte, hob er die Sitzung auf.

Die Verwirrung in der Türkei.

Der Eindruck der Erklärungen des Kriegsministers. — Gespannte Lage in Konstantinopel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 26. Juli.

Die Erklärungen, die der Kriegsminister Nasim Pascha gestern in der Kammer abgab, werden von der jungtürkischen Presse mit Befriedigung aufgenommen, während die Blätter der „Liberalen Entente", wie „Jeni Gasetta" und „Iktham", die für eine Auflösung der Kammer sind, die Kammer mit Hohn überschütten. Die Regierung gibt sich der Hoffnung hin, die albanischen Rebellen in Prischtina werden auf die Ratschläge hören, die ihnen die gestern abgegangene Regierungskommission geben soll. Das Kabinett ist anscheinend aufrichtig bemüht, gegen die Militärliga Stellung zu nehmen, deren Manifest in den weitesten Kreisen schlechten Eindruck gemacht hat. Die Liga ist hier nur durch wenige Personen vertreten. Der größte Teil des Offizierkorps ist loyal. Die Gefahr liegt nicht so sehr hier, als vielmehr in Albanien. Mit Spannung erwartet die Bevölkerung die Maßnahmen der Regierung, um den Drohungen der Militärpartei entgegenzutreten. Die albanischen Rebellen lehnen, wie aus einem Bericht der Zeitung „Jeni Assyr" hervorgeht, die neue Delegation an, weil sie aus zu wenig autorisierten Personen bestehe. Sie verharren unbedingt auf ihrer Forderung nach Auflösung der Kammer, die allerdings selbst in Kreisen der „Liberalen Entente" als ein Schlag gegen die Verfassung betrachtet würde, wenn sie infolge des Drohbriefes von gestern vorgenommen würde. Die Lage ist somit äußerst gespannt. Die Stimmung in allen Kreisen mehr als gedrückt. Das Komitee ist, wie versichert wird, einmütig zur Verteidigung der Kammer entschlossen. Die Krise kann aber, wenn auch noch nicht heute, am Freitag, an dem Kammer- und Regierungsbureaus geschlossen sind, so doch in den nächsten Tagen einen glücklichen Ausgang nehmen, wenn Regierung und Kammer einig werden. Die Korps in Erzerum, Erzingschan und Adrianopel tadeln das Vorgehen der Liga.

Der Brand in Albanien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 26. Juli.

In einem Telegramm aus Saloniki wird den „Times" die Nachricht bestätigt, daß die Albanier Prischtina besetzt haben. Hassan Bei ist mit den Albanierchefs, begleitet von zwölfhundert Albaniern, in Prischtina eingerückt. Die Regierungsbeamten sind geflohen. Die Verbindungen zwischen Mitrowitza, Jenibasar, Ipek, Djakowa, Prizrend und Werisowitsch sind vollständig unterbrochen. Das Salonikier Komiteeorgan „Roumelie" schätzt die albanischen Streitkräfte auf zwanzigtausend Mann mit Einschluß von dreizehn zu den Albaniern übergegangenen Bataillonen der Truppen mit etwa einem Dutzend Kanonen. Aus Belgrad meldet der „Daily Telegraph", daß fünfzehntausend Albanier, geführt von Issa Boletinatz, von Prischtina gegen Mitrowitza marschieren. Die Albanier erwarten Verstärkungen durch zehntausend Mann von Djuma. Nach der Einnahme von Prischtina zwangen die Rebellen jeden Einwohner, einige von ihren Leuten bei sich aufzunehmen und zu verpflegen. Die Albanier, obwohl schlecht bewaffnet, rüsten sich zum Angriff auf Uesküb. Zwischen den Rebellen entstand jedoch Streit über die Verteilung der Waffen

Bayreuth.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Bahr.

In dem hier folgenden Aufsatz stellt sich unser verehrter Mitarbeiter Hermann Bahr entschlossen und temperamentvoll auf die Seite der Freunde einer „lex Parsifal". Wir achten seine Meinung, wie jede ehrliche Ueberzeugung, aber wir erlauben uns, anderer Meinung zu sein und — zu bleiben.

Die Redaktion.

Einen berühmten Schauspieler traf ich gestern nach dem zweiten Akt „Parsifal"; sein Gesicht war ganz verheult, er schämte sich vor mir und sagte zu seiner Entschuldigung: „Mir war, als würde mir der Theaterdreck von dreißig Jahren abgewischt!"

Mir macht's immer Spaß, wenn's wieder einen packt, der sich für abgebrüht hält und im voraus entschlossen ist, nicht daran zu glauben — „den Zauber kenn' ich doch, machen wir selbst!", und was solcher Redensarten mehr sind. Aber es dauert nicht lange, und ihm bleibt der dreiste Spott im Halse stecken. Er wehrt sich, er schlägt aus, aber es ist stärker, er kann nicht mehr, er stöhnt: „Weiß der Teufel, es hat mich umgeschmissen!" Und wer dies einmal erlebt hat, der kommt nun immer wieder. Er muß. Ein paar Tausende sind's, die so, seit zehn, seit zwanzig, seit dreißig Jahren, immer wieder kommen. Denn sonst nirgends auf der Welt können sie das erleben. Wer es aber redlich mit sich meint und nicht an seiner Seele verkalken will, hat das Bedürfnis, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal innerlich ganz „umgeschmissen" zu werden. Er vergeht vor Sehnsucht nach Bayreuth. Freilich, wer das nicht kennt, dem kann man es nicht „beweisen". Wie man Hunger und Durst keinem „beweisen" kann. Bayreuth ist für Seelen, die hungert und dürstet.

Nur Bayreuth? Darauf kann ich ja bloß ganz persönlich antworten: für mich nur Bayreuth! Ich will nicht undankbar sein, mir ist mein Leben lang in allen Künsten unendlich viel Glück beschieden worden: die Duse, Hugo Wolf und Gustav Mahler, Rodin und Klimt, Maeterlinck. Nie will ich vergessen, treu will ich bewahren, was ich ihnen schuldig bin. Und doch war es mir immer ein bedrohtes, wie nur aus schwarzem Gewölk aufblitzendes, gleich aber wieder von der gemeinen Niedertracht des Alltags verdunkeltes Glück, dessen ganz rein froh zu werden mir nie vergönnt war, denn indem es mir immer nur in den Formen unserer „Zivilisation" erscheinen konnte, erschien es mir durch sie gleich im selben Augenblick schon wieder befleckt, entweiht. Klimt und Rodin zu sehen, muß ich in eine Kunstausstellung, und rund um Klimt oder Rodin herum ist die moderne Kunstausstellung, sie sind mitten im „Kunstbetrieb", da werden sie zur Karikatur. Diesen schwarzen Rand des „Betriebs" hat das Erleben in Bayreuth nicht, es ist rein, es hat nichts vom infamen Alltag unserer „Zivilisation".

Ich hüte mich vor allen großen Worten. Begeistert darf man nur zu Begeisterten sprechen. Ich will also lieber ganz ruhig sagen, wodurch ich mir diese Reinheit der Bayreuther Wirkungen erkläre. Jedes Kunstwerk hat seine Bedingung, es stellt die besondere Beziehung eines einzigen Menschen zur Welt dar und schließt alle anderen Beziehungen aus: seine Bedingung ist, von allen diesen anderen Beziehungen abzusehen, nur dann kann es sich erfüllen. In unserer „Zivilisation" aber wird jedes Kunstwerk noch unter ein anderes Gesetz als sein eigenes gebracht, nämlich unter das Marktgesetz. Es soll nicht bloß seinen Wert behaupten, es soll auch einen Preis erzielen, damit ist es nicht mehr sein eigener Zweck, es nimmt einen Dienst an, und indem es so seine Bedingung aufgibt, gibt es sich selbst auf. Nur in Bayreuth allein erscheint das Kunstwerk unter keiner anderen als seiner eigenen inneren Bedingung. Ich kenne sonst auf der Welt keinen Ort, wo Kunst ihretwillen getrieben wird, und kein Seitenblick des Kunstwerks auf irgendeinen anderen als seinen eigenen Zweck fällt. Nun bezieht aber gar Wagners Werk den Menschen durchaus auf das Ideal, es macht alles menschliche Dasein zum Heldenleben. Die Bedingung jedes Kunstwerks, auf nichts als seinen inneren Zweck bezogen zu sein, wird also hier auch noch zum Inhalt eben dieses Kunstwerks, das den Menschen aus allen anderen Beziehungen löst und ihn nur nach der moralischen Bedeutung seines Lebens nimmt. Wird jedes andere Kunstwerk im „Betrieb", durch die Nötigung auf Nebenzwecke zu schielen, verdunkelt, so wird dieses, das überall nur auf Freiheit des Menschen von aller äußeren Nötigung dringt, dadurch völlig zunichte. Daher man denn hier in Bayreuth immer wieder das Gefühl hat, nur hier erst die Meinung Wagners erkennen zu können. Denn nur hier wird Wagners Werk bloß um seiner selbst willen dargebracht, bloß um seiner selbst willen empfangen. Ueberall sonst steht ja der Künstler im „Theaterbetrieb": der Sänger singt, der Geiger geigt uns tägliche Brot, Singen und Geigen ist ein Beruf wie ein anderer, ist Erwerb, ist ein Mittel zum Zweck der Entlohnung, der Sänger, der Geiger meint gar nicht, was er singt, was er geigt, er meint (wenn er sich dessen auch gar nicht immer bewußt wird) das Geld, das er dafür kriegt; das Singen und das Geigen ist nur ein Tauschmittel und hat seinen Dienst erst vollendet, wenn es schließlich, in Geld umgesetzt, als Honorar blank auf dem Tische liegt. Nur hier in Bayreuth „verdient" niemand. Und hätte Bayreuth sonst nichts als diese Freiheit seiner Künstler vom Erwerb, es wäre dadurch allein schon die Zuflucht aller reinen Gesinnung. Das fühlt auch der Zuschauer; die Stimmung der Künstler, die das Werk bereiten, teilt sich dem Empfänger unwillkürlich mit. Sonst, im üblichen „Theaterbetrieb" ist es doch sein einziges Verhältnis, daß er „für sein Geld auch was haben will". Hier spürt er bald, daß es kein Tauschhandel ist, sondern ein Fest, reinen Herzens mit reinen Händen vollbracht. Und man schmeichelt ihm nicht, man lockt ihn nicht an, man blinzelt ihm nicht zu, man fängt ihn nicht ein, man will ihn nicht „zerstreuen", nicht „unterhalten", nicht „verblüffen". Es ist ein Fest der Künstler, an dem der Zuschauer teilnehmen darf. Und nur hier ist so das wahre Verhältnis des Künstlers zum Zuschauer hergestellt: der Künstler genießt die Freude des Schenkens, der Zuschauer das Glück der Dankbarkeit. — — —